

Sollensethik, in der es ja nichts Gutes gebe außer nur dem guten Willen.

So anregend dies Buch ist, die eine oder andere Unbehaglichkeit bleibt:

1. Das Buch ist nicht historisch, sondern systematisch angelegt. Vor allem will Horn antike Ethiken stets wieder gegenüber modernen Einwänden verteidigen. Bei einem solchen Vorgehen besteht grundsätzlich die Gefahr, einen Philosophen nicht aus sich heraus zu verstehen, sondern auf der Grundlage der Fragen, die Heutige stellen. Besonders deutlich ist dies z. B., wenn Horn fragt, ob es in der antiken Philosophie einen engen (oder, wie Horn formuliert, einen „starken“) Begriff von Moralität gegeben habe (und übrigens „präzise den Standpunkt des kategorischen Imperativs, wie ihn scheinbar erst Kant formuliert hat“, bereits bei den Stoikern findet: S. 224).

2. Die eine oder andere Interpretation bleibt fraglich. Dass die Lehre der Sophisten nicht z. B. berufsqualifizierend, sondern persönlichkeitsbildend gewesen sei (so anscheinend S. 50 f.), scheint nicht nur nach Platons frühen Dialogen äußerst fraglich, versprochen sie doch Erfolg und Durchsetzungsfähigkeit. Und dass Sokrates das Wissen von der Tugend als eine τέχνη angesehen habe, ist in dieser undifferenzierten Form mit Sicherheit falsch (S. 128), ist es doch gerade dieser Begriff, der wesentlich dazu beiträgt, dass die frühen Dialoge in der Aporie enden.

*Epikur und die Stoa über das Glück. Ausgew., übers. zusammengest. u. m. e. Einf. sowie Anm. vers. v. Gerhard Krüger. Heidelberg: C. F. Müller 1998. VI, 46 S., 22,00 DM (Heidelberger Forum. 100; ISBN 3-8114-2798-9).*

Diese kleine Broschur, mit 22 DM übrigens nicht gerade billig, verfolgt offenkundig keine wissenschaftlichen Zwecke im eigentlichen Sinne, sondern ist ein schon fast protreptisches Lesebüchlein. „Die hellenistische Philosophie ist eine praktische Philosophie, die einem therapeutischen Ziel dient. Sie wird mit der Medizin verglichen: wie diese sich das Ziel setzt, den Körper von Krankheiten zu befreien, so widmet sich die Philosophie der seelischen Therapie.“ (S. 4) In der Hauptsache besteht es aus Übersetzungen von

Fragmenten und Darstellungen der jeweiligen Schulen. Epikur kommt weitestgehend selbst zu Worte: mit dem Brief an Menoikeus, dem Abschiedsbrief an Idomeneus, eine Auswahl aus den Κύρια Δόξα und den Προσφωνήσεις (hier wäre es angenehm gewesen, wäre die traditionelle Zählung beigegeben) unter der etwas irreführenden Überschrift „Aphorismen“. Von der Stoa ist fast nur die jüngere vertreten: bis auf zwei Passagen aus Diogenes Laertios und Stobaios werden ausschließlich Seneca und Epiktet zitiert. Die durchaus nicht knappen Anmerkungen zu den Übersetzungen geben die notwendigen Lesehilfen. Die sehr kurzen Einleitungen erheben gewiss nicht den Anspruch, die Lehre oder auch nur die Ethik der beiden Schulen vollständig darzustellen. Die Systematik der Güterlehre der Stoa schimmert beispielsweise lediglich hinter dem ausführlich vorgestellten Grundsatz hervor, man solle nicht das Unverfügbare wollen, wird aber nicht herausgearbeitet.

Das bedeutet nicht, dass Krüger darauf verzichtet, sich selbständig mit den Texten auseinanderzusetzen. Sowohl Anmerkungen als auch die Übersetzungen zeugen davon. Nicht nur, dass die Übersetzungen gut lesbar sind, sie nehmen auch zu umstrittenen Stellen selbständig Stellung. Man vergleiche z. B. die äußerst schwierige Stelle im „Brief an Menoikeus“ 124, die hier nicht weiter besprochen werden kann: Olof Gigon, Hans-Wolfgang Krautz, Malte Hossenfelder und Gerhard Krüger übersetzen alle verschieden.

Der erste Satz der Einleitung verwundert: „Glück - was ist das? Um diese Frage war es nach Kant still geworden.“ Wer sich von diesem Satz nicht abschrecken lässt – vielleicht ist er ja auch bloß missverständlich –, wird, wie gesagt, kein neues wissenschaftliches Werk erhalten, wohl aber eine Art – Krüger benutzt den Ausdruck nicht – „Epikur und Stoa für Manager“.

HANSJÖRG WÖLKE

*Kloft, Hans: Mysterienkulte der Antike. Götter - Menschen - Rituale. 127 S., 14,80 DM. München: Beck 1999 (Beck Wissen in der Beck'schen Reihe. 2106; ISBN 3-406-44606-X).*

Hans Kloft, Professor für Alte Geschichte an der Universität Bremen, geht mit dem vorliegen-

den Band einem nach eigenen Auskünften bereits seit über dreißig Jahren anhaltenden Interesse an antiken Mysterienkulten nach. Auf wenig mehr als einhundert Seiten will er die Mysterienkulte als „... religionsgeschichtliches Phänomen im Rahmen der allgemeinen Geschichte der Alten Welt verständlich machen ...“ (S. 6).

Nach einem einleitenden Kapitel zur Themen- und Begriffsklärung, zu Quellen, Ziel und Grenzen des Unterfangens werden fünf Kulte in ihren Grundzügen vorgestellt: Demeter und Eleusis; Dionysos - Sabazios; Isis und Osiris; Kybele und Dea Syria; Mithras. In diesen Einzelkapiteln erläutert der Autor jeweils knapp den Mythos und geht dem Ursprung des Kultes sowie dessen Verbreitung in der griechischen und römischen Welt nach, wobei häufig auf literarische Zeugnisse (in Übersetzung dem Text beigegeben) und archäologische Funde Bezug genommen wird.

Es folgt ein Kapitel mit der Überschrift ‚Vielfalt und Gemeinsamkeit‘ mit dem Ziel, eine „... virtuelle Matrix‘ ...“ zu erschaffen, „... die dem Verständnis der unendlichen Vielfalt von Erscheinungen die Richtung weisen soll...“ (S. 85). Genauer gesagt fallen in dieses Kapitel u. a. Erläuterungen zu Initiation, Gottesdienst, Lebenshaltung und Jenseitserwartung der Anhänger von Mysterienkulten. Das letzte Kapitel beschreibt die Beziehung zwischen Mysterienkulten und frühem Christentum.

Das Buch ist mit einem guten Dutzend Abbildungen, relativ ausführlichen Literaturhinweisen und einem Register versehen, was zur Benutzbarkeit in ebenso erfreulicher Weise beiträgt wie die Tatsache, dass die komplizierte Terminologie beim Anspruch der Allgemeinverständlichkeit nicht etwa vermieden, sondern benutzt und vorbildlich erklärt wird.

Wer nach diesen Angaben zur Buchaufteilung farbenfroh ausgeschmückte Erzählungen zu den Mythen, zum Ablauf der Mysterienfeiern oder zu geheimen blutig grausamen Ritualen erwartet, wird enttäuscht. Alle dargebotenen Fakten bleiben präzise eingebettet in den komplizierten wissenschaftlichen Zusammenhang der behutsamen Auswertung literarischer Quellen, archäologischen Befunden und sozialgeschichtlicher Kenntnisse.

Schon im Vorwort macht der Autor – wie mir schien mit einigem Bedauern – deutlich, dass er weit mehr Stoff zur Thematik zusammengetragen hat, als in dieser Einführung verarbeitet werden konnte. Genau das macht m. E. das Buch schwierig. Es soll der Querschnitt eines schier unendlichen Materials geliefert werden, dessen Deutung in weiten Teilen vage, bruchstückhaft oder ganz unmöglich ist. Dazu soll ein hoher wissenschaftlicher Anspruch gewahrt bleiben. Das führt derart häufig zu Formulierungen wie „das und das dürfte so gewesen sein, mag eine Rolle gespielt haben“, „davon darf man ausgehen“, „damit ist zu rechnen“ etc., dass sich der eine oder andere Leser am Ende irritiert fragen wird, ob er außer der Erkenntnis, dass vieles ungewiss ist, tatsächlich einen Verständnisszuwachs erfahren hat.

So sehr man sich ein Gesamtbild à la „Die Entschlüsselung der letzten Menschheitsrätsel“ wünscht, wissenschaftlich gesehen bleibt das Erkennen unvollständig und manches Detail unerklärbar, geheimer Bestandteil geheimer Kulte. Was nicht bedeutet, dass, was wir wissen, nicht – geordnet dargeboten – zu einem Bild, wenn auch zu keinem gesamten, werden kann. Mitunter können Teile kultischer Handlungen in einigen Details genau beschrieben werden (so bei Kybele, Isis und Mithras); immer dann wird das Buch besonders interessant. Jedoch avanciert der Autor selbst dabei geradezu zu einem Meister im Auffinden von immer neuen schwebenden Formulierungen, die eine Information zwar übermitteln, die gleichzeitig aber so vage sind, dass der Leser verschiedenste Vorstellungen mit ihnen verknüpfen kann. Das, was man sich gern genau vor Augen führen möchte, bleibt der eigenen Phantasie überlassen. So z. B. wenn berichtet wird, dass: „... Nahrungsmittel dadurch, daß ... mit ihnen hantiert wird, gleichsam kultisch ‚aufgeladen‘ und in einen anderen Aggregatzustand überführt ...“ werden (S. 91) oder wenn ein Hierophant „... unter Ausnutzung von Dunkel und Licht ... mit Hilfe eines Gongs die Kore-Persephone aus der Erde hervorruft ...“, während der Mysterie in „... frommer, schweigender Schau ... auf das Gezeigte ‚antwortet‘ ...“ (S. 91).

Sehr knapp gehalten ist leider das Kapitel über die Jenseitserwartung und Lebenshaltung, in dem

die m. E. maßgeblich interessierende Frage behandelt wird, was ein Mysterienkult für den antiken Menschen bedeutet hat. Wenig Platz bleibt auch für den Vergleich mit den offiziellen Kulturen: nicht eine bestimmte Art zu leben oder moralische Qualifikation führte offenbar zur Gegenleistung der Gottheit, sondern die regelrechte Ausübung kultischer Praktiken. Bei einigen Mysterienkulturen führt sie – wie man erfährt – sogar zu einem glücklichen Leben vor und nach dem Tode (vorausgesetzt selbstredend das richtige Hantieren mit den Gegenständen).

Viele interessante Fragen müssen – wie auch der Autor einschränkt – unberührt bleiben. Ungeachtet dessen liegt uns ein lesenswertes Buch vor, das eine komplizierte Materie anspruchsvoll und faktenreich näherbringt, wenngleich die zugrunde liegende Gedankenwelt fern, fremd und mysteriös bleiben muss.

PEGGY WITTICH, Cottbus

1. Lieberg, Godo: *Caesars Politik in Gallien. Interpretationen zum Bellum Gallicum*. Bochum: Brockmeyer 1998. 186 S., 34,80 DM (ISBN 3-8196-0564-9).

2. Walser, Gerold: *Studien zum Beginn der Caesarischen Eroberung von Gallien*. Stuttgart: Steiner 1998. 192 S., 76,00 DM (Historia. Einzelschriften. 118; ISBN 3-515-07248-9).

Hier liegen zwei Bücher vor, deren Ziele gegensätzlicher nicht sein könnten: Lieberg vertritt die Auffassung, Caesar sei keineswegs ein machthungriger und ruhmsüchtiger Eroberer gewesen, der seine eigentliche Absicht, nämlich ganz Gallien zu erobern, von Anfang an gefasst habe und sie nur hinter geschickten Propagandaformulierungen verstecke. Vielmehr sei der Gallische Krieg „von Konflikten genährt <worden> ..., die Caesar von Fall zu Fall zu lösen hatte. Dabei handelte er nach den traditionellen Grundsätzen römischer Außenpolitik, die im Falle Caesars ... nicht von Angriffsabsichten bestimmt war. Caesar hat allerdings diese Konflikte so energisch und radikal gelöst, wie das kein römischer Statthalter vor ihm getan hat.“ (S. 146)

Ganz anders Walser: er bekennt, sich bereits in der Schule gefragt zu haben, was denn eigentlich die Rolle von Ariovist gewesen sei, aber kei-

ne Antwort erhalten zu haben. Seinen Beschluss, den er schon als Student gefasst habe, nämlich einen historischen Kommentar zu Caesar schreiben, habe er nunmehr erst im neunten Lebensjahrzehnt wenigstens für einige Kapitel verwirklichen können: um zu zeigen, wie Caesar in seiner Darstellung die Tatsachen manipuliert habe, um den wahren historischen Hintergrund zu verbergen.

Beide Autoren beanspruchen nicht, Neues vorzutragen, Lieberg nur, „durch eine sorgfältige Interpretation aller relevanten Kapitel“ die These „auf eine neue, solide Grundlage“ zu stellen (S. 7). Walser gar sah seine Aufgabe in der Hauptsache „im Sammeln und Registrieren der kritischen Stimmen“ (S. 10).

1. Lieberg analysiert, um ein Beispiel zu nennen, die Kapitel 1,44-47 auch stilistisch. Auf der formalen Ebene gelingen ihm dabei präzise begründete Beobachtungen. Wenn er aber z. B. folgert (S. 119): „Die sprachliche Form dient ... Caesar nicht zur Verschönerung oder Verschleierung der Sachverhalte, sondern zu ihrem sachgemäßen Ausdruck“, kann dies aus einer rein formalstilistischen Analyse natürlich nicht hervorgehen. Und wenn Caesar gegenüber Ariovist – es geht hier um BG 1,45 – betont, er wolle in der Tradition der Senatsentscheidungen ein freies Gallien und nicht ein von Ariovist unterworfenes, muss man mindestens fragen, wieso Caesar die Definitionsgewalt darüber beansprucht, was denn Freiheit sei. An anderer Stelle sagt denn Lieberg auch unmissverständlich (S. 160): „Freiheit ... konnte Caesar den Galliern nicht gewähren“; denn er „muß das Interesse des römischen Staates über die Freiheit der Gallier stellen“. Nun belegt dies nicht mehr, als dass Caesar den propagandistischen Standpunkt des Senats vertritt, und nicht, dass sein Bericht über seine Taten ebenfalls Propaganda ist. Aber verschleiern durch Sprache kann Caesar schon.

Dass wiederum Caesar den Helvetiern nach seinem Sieg im Prinzip die Freiheit gelassen habe, ist schon richtig; denn eine *deditio* nach 1,27 bedeutet dies. Aber ihr Staatswesen war dadurch aufgehoben (KIPauly 1,1421), und so ist die Folgerung Liebergs kühn: „Caesar ... hat den Krieg mit den Helvetiern nicht gewollt, ... um sie an-